

## Birgit Rehme-Iffert (Tübingen)

### Friedrich Schlegel über Emanzipation, Liebe und Ehe

Schlegel war ein progressiverer Denker, als man glaubt. Aus diesem Grund lohnt sich ein Blick auf seine Ansichten über Weiblichkeit, Liebe und Ehe, wie er sie von seinen frühen antikenwissenschaftlichen Aufsätzen bis hin zur „Philosophie des Lebens“ entwickelte. Der Romantikerkreis vertrat in dieser Hinsicht ein im Zeitvergleich erstaunlich revolutionär-emanzipatorisches Denken, welches bis in die heutige Diskussionslage hinein Aktualität besitzt. Dies zeigt z.B. schon die Bedeutung der Frauen in Salons sowie die in der Philosophie und Poesie gepflegte Gesprächs- und Geselligkeitskultur. Zu dieser Zeit wurde eine neue, „moderne“ Auffassung von Ehe, die bis heute besteht, im Gegensatz zu den damals gängigen Vorstellungen von „männlich“ und „weiblich“, „legitimer“ bzw. zu verwerfender Partnerschaft oder Erotik, entwickelt. Auch die Forderung des Frauen-Studiums brach sich hier Bahn, z.B. durch Friedrich Schleiermacher.

Schlegel propagiert in den beiden antikenwissenschaftlichen Schriften *Über die Diotima* (1795; KA I, 70-115)<sup>1</sup> und *Über die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern* (1794; KA I, 44-69), später im Brief *Über die Philosophie. An Dorothea* von 1799 (KA VIII, 41-62) sowie in der *Lucinde* aus demselben Jahr (KA V, 1-83) die weibliche Emanzipation von Geist und Körper zugleich: es

<sup>1</sup> Zitiert wird im Text nach folgenden Siglen:

KA: Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe, hg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner, Paderborn/Darmstadt/Zürich 1958ff.

A: Athenäumsfragmente (KA II); A 125 = Athenäumsfragment Nr. 125,

B: „Blüthenstaub“ (KA II); B 20 = Blüthenstaub-Notat Nr. 20,

LN: „Literary Notebooks“ (KA XVI, „Fragmente zur Litteratur und Poesie“; Fragmente zur Poesie und Litteratur. II. und Ideen zu Gedichten“).

Zitate aus den „Philosophischen Lehrjahren“ erfolgen unter Band-, Seiten- und Nummernangabe, z.B. KA XVIII (S. 216, Nr. 269).

FHA: Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke (Historisch-Kritische Ausgabe), hg. v. Dietrich E. Sattler, Frankfurt/Basel 1975ff.

NS III: Novalis Schriften, Dritter Band: Das philosophische Werk II, hg. v. Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz, Darmstadt 1968.

geht 1) um das Recht einer befreiten Sinnlichkeit und 2) die Wertschätzung der intellektuellen Fähigkeiten der Frauen. Schlegel entwickelt hier die Ansicht, daß diese eine Einheit, keinen Widerspruch bilden. Hierzu stellt er das Ideal der „vollständigen Weiblichkeit“ vor, das die Frau als ein ganzheitliches Wesen begreift, das in seiner Eigenständigkeit ernstgenommen werden soll und die Möglichkeit hat, alle ihre Facetten frei zu entfalten.

Es waren die Begegnungen mit zwei markanten, durch ihr Selbstbewußtsein und ihre Leidenschaftlichkeit herausragenden Frauen, die Schlegels Interesse für die Rolle der Frau weckten. Caroline, die Frau seines Bruders und spätere Frau Schellings, hatte ihn zu seinen frühen antikenwissenschaftlichen Aufsätzen *Über die Diotima* und *Über die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern* angeregt.<sup>2</sup> 1797 lernte Schlegel im Berliner Salon der Henriette Herz die Tochter Moses Mendelssohns und Bankiersgattin Dorothea Veit kennen. Die sich bald darauf entwickelnde intensive Liebesbeziehung zwischen beiden rief große Empörung in bürgerlichen Kreisen hervor, da Dorothea sich offen zu ihrem außerehelichen Verhältnis mit dem sieben Jahre jüngeren Schlegel bekannte und die Scheidung einreichte. 1799 findet dieses einschneidende Ereignis auch seinen literarischen Niederschlag in der *Lucinde*, welches den gesellschaftlichen Skandal zusätzlich zu einem literarischen machte.

»Mir gehts gut und tüchtig. Es ist gewaltig viel Leben in mir. Es ist auch, Gott sey Dank zu einigen Explosionen gekommen, wo ich doch etwas Vulkanische Materie los werden kann. Wundre Dich nicht über den <etwas> dithyrambischen Ton dieses Briefs. Ich erwarte kommende Nacht ein schönes Notturmo.« Brief an Novalis vom 26. Sept. 1797 (KA XXIV, 22)

Dieser Brief schlägt mit seinem frech-sinnlichen Ton schon den Grundakkord zur *Lucinde* an. Um Schlegels zeitgeschichtlichen Hintergrund zu verdeutlichen, lohnt es sich, einen Blick auf die ersten zwei Strophen von Schillers Gedicht *Würde der Frauen* zu werfen:

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben  
Himmlische Rosen ins irdische Leben,  
Flechten der Liebe beglückendes Band,  
Und in der Grazie züchtigem Schleier,  
Nähren sie wachsam das ewige Feuer  
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

<sup>2</sup> Schlegel an Caroline am 2. August 1796: »Heute ists drey Jahr, daß ich Sie zu erst sah. Denken Sie, ich stände vor Ihnen, und dankte Ihnen stumm für Alles, was Sie für mich und an mir gethan haben. – Was ich bin und seyn werde, verdanke ich mir selbst; daß ich es bin, zum Theil Ihnen.« (KA XXIII, 326)

Ewig aus der Wahrheit Schranken  
 Schweift des Mannes wilde Kraft,  
 Unstet treiben die Gedanken  
 Auf dem Meer der Leidenschaft.  
 Gierig greift er in die Ferne,  
 Nimmer wird sein Herz gestillt,  
 Rastlos durch entlegne Sterne  
 Jagt er seines Traumes Bild.

Diese Darstellung erschien zuerst in Schillers *Musenalmanach* 1796. Ende Juli desselben Jahres folgte Schlegels Rezension in der Zeitschrift *Deutschland*. Hier kritisiert er das Gedicht scharf und treffend:

» [...] hier ist die Darstellung idealisiert; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer, wie diese, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut.« (KA II, 6)

Diese kraß kontrastierende Charakterisierung von Mann und Frau, in dem die Frauen als ungebildet und unschuldig in ihrer häuslichen Tätigkeit und Beschränktheit gelobt werden, während die Männer kräftig und heldisch in der Welt sich grenzenlos bewegen, dient als Gegenbild zu Schlegels Meinung von der Stellung der Frau. Den Unmut des Romantikerkreises über Schillers Gedicht zeigt eine Parodie August Wilhelm Schlegels, die er jedoch nicht veröffentlichte:

Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe,  
 Wohlig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,  
 Flicken zerrissene Pantalons aus;  
 Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,  
 Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,  
 Halten mit mäßigem Wochengeld haus.

Doch der Mann, der tölpelhafte,  
 Find't am Zarten nicht Geschmack.  
 Zum gegornen Gerstensaft  
 Raucht er immerfort Tabak;  
 Brummt wie Bären an der Kette,  
 Knufft die Kinder spät und früh;  
 Und dem Weibchen, nachts im Bette,  
 Kehrt er gleich den Rücken zu.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Caroline schrieb in einem Brief an ihre Tochter Auguste: »[...] über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen.[...]« (21.10.1799, in: Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt hg. v. Erich Schmidt, Leipzig 1913).

Schlegel analysiert die Lage der Frauen seiner Zeit mehr als kritisch und grenzt diese im Brief *Über die Philosophie. An Dorothea* ab gegen deren „Bestimmung“, welche sich nicht erschöpfen dürfe in den ihr gesellschaftlich auferlegten Bürden und Schranken:

»Die Lebensart der Frauen hat die Neigung, sie immer enger und enger zu beschränken, und ihren Geist noch vor seinem seligen Ende in den mütterlichen Schoß der Erde zu begraben. Vornehm oder bürgerlich macht hier keinen Unterschied. Denn das Leben nach der Mode ist noch lebensärmer und treibt den Geist noch mehr ab, als das häusliche Treiben selbst; ein bunter, dürre Sand, noch schlechter als jene dunkle Erde.« (KA VIII, 44)

In diesem Text, der in derselben Phase wie die *Lucinde* entstand (1799), kann man sehen, mit welchem Engagement Schlegel die Belange der Frau, wie z.B. ihr Recht auf Bildung, in den Mittelpunkt seiner Philosophie rückt. Schlegel beginnt so:

»Auch hoffe ich mit Zuversicht, daß Du nicht von dem Gedanken angesteckt seist, welcher so manchen zierlichen Frau eine geheime Scheu vor Wissenschaften und selbst vor Künsten und vor allem einflößt, was nur jemals die Gelehrsamkeit berührt hat. Ich meine die Besorgnis, durch diesen Gewinn von geistiger Ausbildung an der sittlichen Unschuld und besonders an der Weiblichkeit Schaden zu leiden; als wenn eben das, was ganze Nationen wie man sagt weiblich macht, die Weiber zu männlich machen könnte. Eine Besorgnis, die mir eben so ungegründet als unmännlich zu sein scheint!« (KA VIII, 41)

Und er zieht daraus die Konsequenz:

»Gut also! Die Philosophie ist den Frauen unentbehrlich.« (das., 54)

Auch im Aufsatz *Über die Diotima* wendet er sich gegen die intellektuelle Unterbewertung der Frauen:

»Das Beispiel der Sappho und der Griechischen Dichterinnen widerspricht der Meinung, die *Rousseau* mit so mächtiger Beredsamkeit vorgebracht hat, daß die Weiber der ächten *Begeisterung* und hoher Kunst ganz unfähig seien. Eine Meinung, die aus Vernunftgründen nicht bewiesen werden kann, und welche die Erfahrung nicht begünstigt; zu geschweigen, daß eine unvollständige Erfahrung keinen vollständigen Beweis geben kann.« (KA I, 97)

„Weiblichkeit und Gelehrigkeit“ bilden dieser Ansicht zufolge also nicht etwa einen unschönen Widerspruch, der Frauen nicht anstünde, sondern im Gegenteil: durch den geselligen Austausch und den Dialog erst wird die „Liebe zur Weisheit“ wirklich erweckt. Dagegen lese man J.G. Fichte aus seinem *Naturrecht*, 38:

»Es läßt sich nicht behaupten, daß das Weib an Geistestalenten *unter* dem Manne stehe; aber das läßt sich behaupten, daß der Geist beider von Natur einen ganz verschiedenen Charakter habe. [...] Das Weib ist sonach schon durch ihre Weiblichkeit vorzüglich praktisch; keineswegs aber spekulativ. In das Innere über die Grenze ihres Gefühls hinaus eindringen kann sie nicht, und soll sie nicht. [...] woher es denn auch kommt, daß eigentlich gelehrte Weiber – [...] meistens Pedantinnen werden.«

Schlegel spricht sich damit also zum einen deutlich gegen die Auffassung aus, zuviel Bildung schade der Weiblichkeit und außerdem gegen das Schillersche Ideal, daß die Frau nur als sittsame, friedfertige Hausfrau und sockenstopfende, häusliche Mutter ihre wahre, ehrenvolle Bestimmung erfülle. Ersterer Aspekt der Emanzipation des Geistes ist v.a. Anliegen des „Briefes“ mit der Hauptfrage, ob die Frauen sich mit Philosophie befassen sollten oder überhaupt dazu fähig seien, ohne ihrer weiblichen Bestimmung zu schaden. Der Aspekt der Emanzipation der Sinnlichkeit ist v.a., neben der Polemik gegen die traditionelle Eheauffassung, das Anliegen der *Lucinde*: es soll keine Trennung mehr von Liebe und Sexualität in der Ehe, „Anstand“ (als Hausfrau und Mutter) und „Verworfenheit“ (als Hure oder Geliebte) bei der Frau geben. Vielmehr soll sie als ein ganzheitliches Wesen betrachtet werden, das nicht nur nach „Funktionen“ und „Tugenden“ eingeteilt und aufgespalten wird – sie hat als ein selbständiges Individuum betrachtet und behandelt zu werden, welches sowohl einen Anspruch auf Bildung als auch auf seine Sexualität hat.

### Das Ideal der vollständigen Weiblichkeit

In R. Eislers Kant-Lexikon findet sich folgender Eintrag, Artikel „Frau“, welcher bezeichnend sein dürfte für die damalige, zeitgenössische Sicht auf die Frau, gegen welche Schlegel sich wendet:

»Die F.[rau] gehört (als Typus) zum „schönen“, der Mann (der Idee nach) zum „edlen“ Geschlecht. Das Gefühl für das Schöne überwiegt bei der F.[rau], das des Erhabenen beim Manne, worauf die Erziehung zu achten hat. Die F.[rau] hat ebenso Verstand wie der Mann; es ist nur ein „schöner Verstand“, der des Mannes soll ein „tiefer Verstand“ sein. »Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlecht eigentümlich sind.« Das ernste Studium ist für die F.[rau] insofern nicht geeignet, es würde ihre Reize schwächen. Die Tugend der F.[rau] ist eine „schöne Tugend“, die des Mannes eine „edle Tugend“. [...] Gerade die „Schwächen“ der F.[rau] sind die Mittel, „die Männlichkeit zu lenken“. Die F.[rau] stützt sich auf das „Recht des Schwächeren“, vom Manne gegen Männer geschützt zu werden. Das Weib dient 1. der

„Erhaltung der Art“, 2. der „Kultur der Gesellschaft und Verfeinerung derselben“.«

Schlegel wehrt sich gegen die Aufspaltung der Frau in Freundin, Mutter oder Geliebte und sieht keinen Widerspruch zwischen Selbständigkeit, Bildung und Sinnlichkeit bei den Frauen – er propagiert im Gegenteil anhand der Diotima das Ideal der gleichberechtigten Verbindung und Anerkennung aller dieser Aspekte.

»Es scheint ihnen ein Vorzug der Alten: daß die verführerische Anmut der Buhlerin, und die ernste Tätigkeit der Frau, die Würde der Mutter, bei denselben ganz getrennt war, daß die zwiefache Anlage, welche die Natur in das Herz des Weibes pflanzte, sich auch in zwei verschiedne Stände und Lebensarten schied. [...] Die eigentliche Meinung jener Schriftsteller scheint diese zu sein: Weiber können und sollen *nur nützlich* sein; macht die beklagenswerte Üppigkeit eines Volkes nun einmal *angenehme* Weiber unentbehrlich, so ist's am besten, sie sind eines von beiden, jedes aber ganz. Das heißt mit andern Worten behaupten: die Weiber seien um der Männer willen da; das heißt, das Gute und Schöne von der weiblichen Bestimmung ausschließen, – worüber die Griechen ganz andrer Meinung waren.« (*Über die Diotima*; KA I, 99/100)

In seinem Aufsatz *Über die Diotima* favorisiert Schlegel gerade das Zusammentreffen von höchster Sinnlichkeit und höchster Geistigkeit als das Ideal der vollständigen Weiblichkeit. Er plädiert also für die Emanzipation von Körper und Geist, welche als eine Einheit betrachtet werden sollen, in bezug auf die Frau. Fichtes Worte (wieder aus dem *Naturrecht*, die 3.2 und 4), in denen er sich zur weiblichen Sexualität äußert, sind dagegen lesenswert im negativen Sinne:

»Der Mann kann, ohne seine Würde aufzugeben, sich den Geschlechtstrieb gestehen, und die Befriedigung desselben suchen [...] Das Weib kann sich diesen Trieb nicht gestehen. Der Mann kann freien; das Weib nicht. Es wäre die höchste Geringschätzung ihrer selbst, wenn sie es täte. [...] Aus diesem Naturgesetzte des Weibes entsteht die weibliche Schamhaftigkeit[.] [...] Im unverdorbenen Weibe äußert sich kein Geschlechtstrieb, und wohnt kein Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe; und diese Liebe ist der Naturtrieb des Weibes, einen Mann zu befriedigen. Es ist allerdings ein Trieb, der dringend seine Befriedigung heischt; aber diese seine Befriedigung ist nicht die sinnliche Befriedigung des Weibes, sondern die des Mannes; für das Weib ist es nur Befriedigung des Herzens.«

### Bildung und Liebe

Schlegel ist der Ansicht, daß gerade die Liebe zu und der Kontakt mit Frauen eine Vervollständigung beider Geschlechter menschlich wie

intellektuell ermöglicht. Im dialogischen Wechselspiel, im Austausch mit anderen, gewinnt die Philosophie erst ihre wahre Gestalt – aber auch die Persönlichkeit. Die freundschaftliche Symphilosophie und das gesellige Miteinander als reger, freier Gedankenaustausch bringen sowohl die sachlichen Anliegen weiter als daß sie auch die Individuen bereichern und im umfassenden Sinne weiterbilden.<sup>4</sup> In A 339 bezeichnet Schlegel den Geist als „innre Geselligkeit“. In dem Brief *Über die Philosophie. An Dorothea* bekräftigt er seine Hochschätzung der Geselligkeit:

»Denn Geselligkeit ist das wahre Element für alle Bildung, die den ganzen Menschen zum Ziele hat, und also auch für das Studium der Philosophie, von dem wir reden. [...] Wie klar wissen wir nicht, daß nur eine oder die andre Begebenheit den Sinn für eine neue Welt in uns weckte; daß das alles gar nicht sein würde, ohne diese oder jene Bekanntschaft[.]« (KA VIII, 55)

So, wie sich in der Philosophie erst über den Austausch und die Kommunikation mit anderen so etwas wie Wahrheit herauskristallisieren kann, entwickelt Schlegel in der *Lucinde*, den dortigen „Lehrjahre(n) der Männlichkeit“, den Bildungsgedanken einer Selbstfindung mit und über die Geliebten. Erst in der Beziehung zu seinem/ihrer Gegenüber wird der/die Liebende „er/sie selbst“.

»Nur in der Antwort seines Du kann jedes Ich seine unendliche Einheit ganz fühlen.« (KA V, 61)

»[...] das Rätsel seines Daseins war gelöst, er hatte das Wort gefunden, und alles schien ihm dazu vorherbestimmt und von den frühesten Zeiten darauf angelegt, daß er es in der Liebe finden sollte[.]« (das., 57)

Insofern zeichnet sich hier eine „erotische“, dialogische Sichtweise von Philosophie ab: über die Begegnung mit und die Liebe zu anderen Menschen entfacht sich erst die „Liebe zur Weisheit“.<sup>5</sup> Die Frau wird über die Liebe quasi zur Führerin in diese „Religion des Universums“. Im Brief „Über die Philosophie. An Dorothea“ (KA VIII, 61) heißt es:

<sup>4</sup> An dieser Stelle möchte ich Elizabeth Millán-Zaibert und Dirk Potz für anregende und nachdenkliche, fröhliche und liebevolle Gespräche danken.

<sup>5</sup> Novalis an Schlegel, 8. Juli 1796: »Mein Lieblingsstudium heißt im Grunde wie meine Braut. Sofie heißt sie – Philosophie ist die Seele meines Lebens und der Schlüssel zu meinem eigensten Selbst.« Er schreibt in NS III (S. 451, Nr. 74): »Wem gefiele nicht eine Philosophie, deren Keim ein erster Kuß ist? Liebe popularisiert die Personalität – Sie macht Individualitäten *mittheilbar* und *verständlich*. (Liebesverständnis).«

»Ich habe mich selbst überrascht, und werde nun gewahr, daß *Du* es eigentlich bist, die *mich* in die Philosophie einweiht. Ich wollte nur *Dir* die Philosophie mitteilen, der ernstliche Wunsch belohnte sich selbst, und die Freundschaft lehrte mich den Weg finden, sie mit dem Leben und der Menschheit zu verbinden.«

Schlegel schreibt:

»In meinem Leben und philosophischen Lehrjahren ist ein beständiges Suchen nach der ewigen Einheit (in der Wissenschaft und in der Liebe) [...] Wie mir die rechte Philosophie nur *gefunden* ward durch das Zusammentreffen der Einheit der Liebe und der Einheit des Wissens, so ist die Auflösung des ganzen Problems meines Lebenslaufes wohl nur in dem Punkte zu finden, wo keine andere äußere oder innere Freiheit gesucht wird, als die ganz zusammenfällt mit der Liebe für die entdeckte und wiedergefundene innere Einheit, die zugleich eine Einigkeit des Wissens und der Liebe ist.« (Einleitung zu KA XVIII, XIII/XIV).

Das Streben nach Einheit im Wissen und in der Liebe kann zu einem Annäherungsprozeß führen, welcher besteht in einem dialogischen Austausch zwischen zwei oder mehreren Individuen, im Bezug selbständiger, unterschiedlicher Menschen, die sich wechselseitig vervollkommen und dadurch ihre Kräfte harmonisch ausbilden und ergänzen können.

A 125: »Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Sympoesie so allgemein und so innig würde, daß es nichts Seltnes mehr wäre, wenn mehrere sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten. Oft kann man sich des Gedankens nicht erwehren, zwei Geister möchten eigentlich zusammengehören, wie getrennte Hälften, und verbunden alles sein, was sie könnten.«

KA XII, 390: »auch die Verbindung der sterblichen Ichheiten ist ein Mittel zur Rückkehr zum Göttlichen.«

In Platons *Symposion* ist Eros bezeichnenderweise der Sohn von Penia, der Armut, und Poros, dem Überfluß. Auch im *Phaidros* ist es Eros, der im Liebenden die Sehnsucht nach dem Unendlichen weckt – und im *Symposion* zieht Diotima eine Parallele zwischen den Weisheitsliebenden (den Philosophen und Philosophinnen) und Eros: beide befinden sich als Suchende, Strebende in einer Mittelstellung zwischen der Ausrichtung auf ein Vollkommenes und dem Befangenbleiben in der Begrenzung.

»Darum geht der Mensch, sicher sich selbst immer wieder zu finden, immer von neuem aus sich heraus, um die Ergänzung seines innersten Wesens in der Tiefe eines fremden zu suchen und zu finden. Das Spiel



der Mitteilung und der Annäherung ist das Geschäft und die Kraft des Lebens, absolute Vollendung ist nur im Tode.« (KA II, 286)

Die Sehnsucht des uneinen, zerissenen Ich nach Verganzung, nach Komplettierung und Vervollkommenung hat bei Schlegel sowohl eine theoretische als auch eine lebenspraktische Bedeutung. Die Suche nach dieser Ganzheit als Zielpunkt allen Strebens wird aus einem Bewußtsein des Mangels heraus ausgelöst. Dies anthropologische Faktum des Mangels ist auch die Voraussetzung der Suche nach Einheit mit und durch andere, sei es im Dialog mit dem Ziel, gemeinschaftlich die Erkenntnis voranzutreiben, indem man sich sowohl widerspricht als auch versucht, sich zu einigen und die Einsicht durch Einblick in andere Positionen zu erweitern, als auch die Sehnsucht, sich mit einem geliebten Menschen zu vereinen (gemäß dem platonischen Androgynenmythos: die getrennten Hälften zu komplettieren). Wie auch beim Bildungsgedanken erscheint die Liebe aber nie rein oder vollkommen, sie schließt Vergänglichkeit und Wandelbarkeit, Irrtum und Mißverstehen nicht aus. Deshalb schreibt Schlegel im *Athenäum* Nr. 104 auch, daß sie in unendlichen Gestalten erscheint und nie gleich oder ihre Entwicklung vorhersehbar sei. Auch sie bleibt deshalb immer das Ziel unendlicher Sehnsucht bzw. „stiller Wehmut“. Insofern weist auch das Bildungsideal, wie es bei Schlegel eng mit der Liebe verbunden wird, die für seine Philosophie durchgängig charakteristische Spannung zwischen Skepsis, der Notwendigkeit der Relativierung und Selbstbeschränkung, und Enthusiasmus, der Sehnsucht nach Selbsterweiterung und Ausgriff auf ein Absolutes, auf. Diese Doppelstruktur hat schließlich bei Platon auch Eros selbst. Hölderlin spielt hierauf im *Hyperion* direkt an: in den Zeilen 162-175 der metrischen Fassung (FHA, 121):

»Dem Höchsten und dem Besten ringt unendlich/ Die Liebe nach, und wandelt kühn und frei/ Durch Flammen und durch Fluthen ihre Bahn./ [...] / Doch irret mannigfaltig auch die Liebe./ So reich sie ist, so dürftig fühlt sie sich./ Je mächtiger in ihr das Göttliche/ Sich regt – sie dünket nur sich um so schwächer./ [...] / Sie trägt der Armuth schmerzliches Gefühl./ Und füllt den Himmel an mit ihrem Reichtum.«

Schlegel übersieht nicht die Notwendigkeit der Eigenständigkeit von Positionen, ja des Streits. Angestrebt ist keine platt-versöhnerische, unterschiedslos verabsolutierende Harmonie, sondern eine spannungsvolle, die im Anerkennen der Unterschiedenheit des Gegenübers ein wesentliches Moment hat. Und ebenso wird die Vergänglichkeit und Vorläufigkeit einer solchen Synthese gesehen: dieses Ideal ist zwar zu verwirklichen, aber nicht absolut. Die stete Mischung von

Verstehen und Nicht-Verstehen, welche sozusagen die ironische Beschränkung dieses dialogischen Bildungs-Enthusiasmus ausmacht, ist dabei aber kein inhibierendes, sondern vielmehr das forttreibende und vertiefende Moment.

B 20: »Wenn man in der Mitteilung der Gedanken zwischen absolutem Verstehen und absolutem Nichtverstehen abwechselt, so darf das schon eine philosophische Freundschaft genannt werden. Geht es uns doch mit uns selbst nicht besser. Und ist das Leben eines denkenden Menschen wohl etwas andres als eine stete innere Symphilosophie?«

KA XVIII (S. 216, Nr. 269): »Gränzen der Mittheilung schaden d[er] Freundschaft nicht, nur muß jeder in d[em] andern etwas Unendliches ahnden.«

LN 1285: »Nur mit dem höchsten Freund soll man streiten. Doch kann [man] es auch mit den andern versuchen, es ist ein philos[ophisches] Exper[iment].«

Aufschlußreich wird die Gefahr der Selbstsucht von Schlegel gesehen, indem er einerseits darlegt, daß in der Liebe zwar wohl der Schlüssel liegen kann, ein vollständiges Individuum zu werden, daß aber andererseits das Gegenüber eventuell auch nur benutzt wird zu diesem Zweck und nicht mehr als eigenständige Persönlichkeit, unabhängig von den eigenen Wünschen, geachtet wird:

LN 1549: »Liebe ist die Kunst des Egoismus; nur durch Liebe wird man ein Individuum.«

LN 1357: »Man findet oft nur darum das Universum in der Geliebten, weil man alles andere annihilirt hat. Manche (sehr leidenschaftliche) Liebe ist nichts als Wechselwirkung eines gleich unendlichen Egoismus.«

In seiner *Philosophie des Lebens* von 1827 bringt Schlegel Ironie und Liebe in einen Zusammenhang:

KA X, 357 : »<Die wahre Ironie, da es doch auch eine falsche giebt, [...] ist die Ironie der Liebe. Sie entsteht aus dem Gefühl der Endlichkeit und der eignen Beschränkung, und dem scheinbaren Widerspruch dieses Gefühls mit der in jeder wahren Liebe mit eingeschlossenen Idee eines Unendlichen. So wie im wirklichen Leben, bey der Liebe, die auf einen irdischen Gegenstand gerichtet ist, der gutmütige und leise Scherz über eine scheinbare oder wirkliche <kleine> Unvollkommenheit des andern gerade da an [seiner] Stelle ist und eher einen angenehmen Eindruck macht, wo beyde Theile ihrer gegenseitigen Liebe gewiß sind, und die Innigkeit dieser Liebe keinen Zusatz mehr leidet; eben so gilt dieß auch von jeder andern und selbst von der höchsten Liebe, und kann auch hier der scheinbare oder wirkliche aber unbedeutende und geringfügige Widerspruch, die unendliche Idee, welche einer solchen Liebe zum

Grunde liegt, nicht aufheben, sondern dient ihr im Gegentheile nur zur Bestätigung und Verstärkung. Aber nur da, wo die Liebe schon bis zur höchsten Stufe der Entwicklung hinauf geläutert und innerlich fest geworden und vollendet <ist>, kann dieser in der liebevollen Ironie hervorgehobene Schein des Widerspruchs, keine Störung mehr in dem höhern Gefühl verursachen.«

Bei aller Emphase und Begeisterung für den „Abglanz des Göttlichen“ in der Liebe ist auch hier das Wissen um die Selbstbeschränkung als andere Seite der Selbstüberschreitung mit und durch den/die Andere(n) angebracht, auch hier Skepsis gegenüber der Idee eines Absoluten neben der Sehnsucht (dem Enthusiasmus) zu ihr vonnöten, eine ironische Haltung also auch gegenüber dem höchsten Erleben von Einheit und Erfüllung. In Nachlaßaufzeichnungen zur *Lucinde* betont Schlegel, daß eine Freundschaft ohne Ironie verblendet und unrealistisch ist; die emphatische Gemeinsamkeit muß relativiert, die Eigenständigkeit des Gegenübers geachtet werden. Selbständigkeit zu wahren trotz oder in der Erfüllung und Einheit zweier Liebender bedeutet, zu wissen, daß auch die Liebe vergänglich und wandelbar ist.

KA V, 86: »Nun wenn die Ironie nicht das eigentliche Wesen der Freundschaft ist, so mögen es die Götter wissen, was sie eigentlich ist, oder sie mag es selbst wissen. Ich weiß es dann nicht.«

KA XVIII, (S. 365, Nr. 523): »Nicht Lust, Geld und Ehre soll unser Ziel seyn, sondern – *Selbständigkeit*, und *Freundschaft*.«

Daß die Liebe ein Experiment ist, genauso wie das Philosophieren (KA XII, 18), verdeutlicht, daß die Sehnsucht nach Einheit und Erfüllung nur relativ erfüllt werden kann, nicht vollständig. Auch hier kann es nur ein relatives Maximum der Einheit geben, das sich immerfort weiterentwickelt und nicht an ein absolutes Ziel gelangen kann. Die Harmonie zwischen zwei Menschen ist Störungen und Spannungen unterworfen. Weiterentwicklung ist nur möglich, wenn die relative Unerfüllbarkeit des Ideals akzeptiert wird, bzw. daß die größtmögliche Harmonie ironisch gebrochen ist und bleibt, da sie an die Endlichkeit gebunden ist und nur in dieser statthaben kann.

KA XVIII, (S. 217, Nr. 279): »<Ironie ist Univ[erselles] Experiment Liebe desgl[eichen].>«

LN 1308: »L i e b e ist nicht Harmonie schlechtweg sondern Harmonie in Gährung[.]«

LN 1500: »Jede wahre Liebe ist einzig und ganz unendlich, kann ewig nur steigen.«

KA XII, 102: »Ein absolutes Verstehen wird geleugnet in der Philosophie, die eine absolute Wahrheit leugnet.«

## Liebe und Ehe

Schlegel wendet sich gegen die traditionell-bürgerliche Eheauffassung schon im Athenäumsfragment Nr. 34, sofern sie nicht ausgerichtet ist auf gleichberechtigte, ganzheitliche Individuen, sondern auf bloße „Funktionen“ ohne Zuneigung: die Versorgung der Frau durch den Mann, das Hervorbringen und Pflegen von Nachwuchs durch die Frau. Schlegel stellt demgegenüber die Forderung eines neuen Verständnisses von Liebe und Partnerschaft:

»Fast alle Ehen sind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche, und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen, nicht nach den Paradoxen dieses oder jenes Systems, sondern nach allen geistlichen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehre[re] Personen nur eine werden sollen. [...] Ein artiger Gedanke, dessen Realisierung jedoch viele und große Schwierigkeiten zu haben scheint. [...] und es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe *à quatre* Gründliches einwenden könnte. Wenn aber der Staat gar die mißglückten Eheversuche mit Gewalt zusammenhalten will, so hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe selbst, die durch neue, vielleicht glücklichere Versuche befördert werden könnte.«

Wichtig ist dabei, daß nicht nur die Ehe für ein Ideal der Ganzheitlichkeit (von Geist und Körper) steht, sondern daß v.a. die Frau als ein selbständiges und ganzheitliches Individuum betrachtet wird, das nicht nur aufgespalten, als „Funktionsträgerin“ gesehen wird, sondern sowohl als Sinnenwesen, gleichberechtigte Gesprächspartnerin und Vertraute als auch als achtungswürdiges, kultiviertes Wesen. Demgegenüber galten im 18. Jahrhundert immer noch die gängigen Einteilungen der Frauen in brave Mütter, edle Salondamen oder Huren.

In der *Lucinde* entwirft Schlegel nun das Ideal einer freien, auf gegenseitiger Achtung und echter Zuneigung begründeten Ehe, welche dadurch für ihn religiöse Züge erhält – erst eine Ehe, die nicht durch Liebe „geheiligt“ ist, wäre für ihn illegitim. Diese Eheauffassung findet Ausdruck in der „Dithyrambe über die schönste Situation“.

„Ja! ich würde es für ein Märchen gehalten haben, daß es solche Freude gebe und solche Liebe, wie ich nun fühle, und eine solche Frau, die mir zugleich die zärtlichste Geliebte und die beste Gesellschaft wäre und auch eine vollkommene Freundin. [...] Durch alle Stufen der Menschheit gehst Du mit mir von der ausgelassensten Sinnlichkeit bis zur geistigsten Geistigkeit[.]“ (KA V, 10/11)

In Schlegels für damalige Verhältnisse provokant-emanzipatorischer Eheauffassung ist nur eine solche Ehe wirklich legitim, welche auf

Liebe, also echter Zuneigung und frei gewählter Partnerschaft basiert. Insofern sind Ehe und Liebe eigentlich deckungsgleich. Liebe bedeutet auch Eigenständigkeit und Anerkennung der jeweiligen Individualität des Partners/der Partnerin, ohne ihn/sie zu erdrücken oder zu instrumentalisieren. Liebe erhält ihre „bildende“ Kraft gerade über die wechselseitige Ausrichtung zweier selbständiger Individuen, die in ihrer Unterschiedenheit aber eine in sich artikulierte Einheit bilden im Bezug auf einander, durch den sie wiederum erst sich harmonisch ergänzen können.

KA XVIII (S. 126, Nr. 49): »Liebe ist universelle Freundschaft, und Freundschaft ist abstracte Liebe, partiale Ehe.«

das. (S. 126, Nr. 53): »Freundschaft ist ein Stück Ehe, Liebe ist Freundschaft von Kopf bis zu den Füßen.«

Die Anerkennung der Unterschiedenheit sowie der tiefen Verbundenheit ist das Wesen der Freundschaft. Damit ist die Freundschaft die Grundlage von Liebe und damit letztlich auch der Ehe. Eine Liebe, die nicht auch auf Freundschaft basiert, auf wirklichem Verständnis, wäre für Schlegel genauso untragbar wie eine Ehe ohne Liebe.

A 359: »Freundschaft ist partiale Ehe und Liebe ist Freundschaft von allen Seiten und nach allen Richtungen, universelle Freundschaft. Das Bewußtsein der notwendigen Grenzen ist das Unentbehrlichste und das Seltenste in der Freundschaft.«

KA XVIII, (S. 28, Nr. 111): »Nur in d[er] Ehe findet volle Freundschaft Statt. Nur da kann die Verbindung sich d[em] Absoluten stets nähern [...] Doch kann die Ehe viel von d[er] Freundschaft lernen, mehr als von d[er] sentim[entalen] Liebe und ritterl[ichen] Galanterie, besonders von der alten Fr[eu]ndschaft. Wer nicht Sinn für Freundschaft hat, ist der eigent[lichen] Ehe wohl nicht fähig.«

In der *Lucinde* wird eine Ehe, die auf bloßen Konventionen und bürgerlichen Interessen beruht und nicht auf echter Liebe und gegenseitiger Achtung, verworfen. Verächtlich schreibt Schlegel hierzu:

»Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenz, und beide in den Kindern nur ihr Machwerk und ihr Eigentum. [...] Nach jenem System ist es noch das beste, wenn man mit Absicht aus bloßer Gefälligkeit und Höflichkeit heiratet; und gewiß muß es für solche Subjekte eben so bequem als unterhaltend sein, im Verhältnis der Wechselverachtung neben einander weg zu leben.« (KA V, 33)

Als Kontrast hierzu lese man den Artikel „Ehe“ aus R. Eislers Kant-Lexikon, in dem sich folgende Formulierungen finden:

»Die E.[he] ist die »Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften«. Die eine Person kann sich hier (im Geschlechtsgenuß) nur unter der Bedingung zur Sache machen, daß die andere sich ihr ebenfalls als solche gibt; denn nur so gewinnt sie wieder ihre Persönlichkeit. Das Verhältnis der Verehelichten ist ein Verhältnis der Gleichheit des Besitzes sowohl der Personen als der Güter.«

Diese Kantische Rechtskodifizierung der Ehe in der Rechtslehre der *Metaphysik der Sitten* (24-26) sichert zwar immerhin Rechte für die Frau und bestimmt die Ehe als einen wechselseitigen Vertrag, ist aber nicht gerade sehr leidenschaftlich oder liebevoll formuliert. Bei Schlegel wird die Ehe hingegen mit sehr viel mehr Charme, Lebendigkeit und Sinnlichkeit aufgefaßt.<sup>6</sup>

### Heilige Wollust

Schlegel fordert, keine künstliche Trennung mehr zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit zu ziehen, sondern gerade die Einheit von beidem in der Liebe als etwas Einzigartiges und Wertvolles zu würdigen, anstatt dies als „unanständig“ anzuprangern. Gerade in der Sinnlichkeit, wie sie Liebende erleben, vollzieht sich auch eine geistige Einheit. Dieser platonische Gedanke des sinnlichen Aufscheins der Idee und des Geistigbeflügelt-werdens durch Eros erhält bei Schlegel eine besonders deutliche Betonung der Sinnlichkeit für sich selbst, indem diese nicht bloß als ein Vehikel oder eine Vorstufe betrachtet wird für einen geistigen Aufstieg – Schlegel unterstreicht statt dessen den Gedanken, daß es gerade *innerhalb* der sinnlichen Ebene und dem Erleben erotischer Verschmel-

<sup>6</sup> Diese unbürgerliche und betont sinnliche Art von „Liebesreligion“ nimmt Schelling in seinem *Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens* folgendermaßen auf: »Rat jedem, der es hat gelesen/ Von der Verderbnis zu genesen/ Auf'm Sofa mit einem schönen Kinde/ Zu explizieren die Lucinde.«

In zwei Athenäums-Notaten äußert Schlegel sich gegen falsche Prüderie und den daraus resultierenden verzerrten Blick auf die Frau und gegen die einseitige, völlig entsexualisierte Hochstilisierung der Frau im schmachtenden Petrarkismus: »Prüderie ist Prätension auf Unschuld, ohne Unschuld. Die Frauen müssen wohl prude bleiben, so lange Männer sentimental, dumm und schlecht genug sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern.« (A 31)

»Das Geliebte zu vergöttern ist die Natur des Liebenden. Aber ein andres ist es, mit gespannter Imagination ein fremdes Bild unterschieben und eine reine Vollkommenheit anstaunen, die uns nur darum als solche erscheint, weil wir noch nicht gebildet genug sind, um die unendliche Fülle der menschlichen Natur zu begreifen, und die Harmonie ihrer Widersprüche zu verstehn. Laura war des Dichters Werk. Dennoch konnte die wirkliche Laura ein Weib sein, aus der ein nicht so einseitiger Schwärmer etwas weniger und etwas mehr als eine Heilige gemacht hätte« (A 363).

zung, welche von Liebe getragen ist, eine Einheit zu erleben gibt, welche einzigartig ist.<sup>7</sup> Demgemäß schreibt er in der *Lucinde* (KA V):

»Die Wollust wird in der einsamen Umarmung der Liebenden wieder, was sie im großen Ganzen ist – das heiligste Wunder der Natur; und was für andre nur etwas ist, dessen sie sich mit Recht schämen müssen, wird für uns wieder, was es an und für sich ist, das reine Feuer der edelsten Lebenskraft.« (67)

»Die Liebe ist nicht bloß das stille Verlangen nach dem Unendlichen; sie ist auch der heilige Genuß einer schönen Gegenwart. Sie ist nicht bloß eine Mischung, ein Übergang vom Sterblichen zum Unsterblichen, sondern sie ist eine völlige Einheit beider.« (60)

Schlegels Freund Fr. Schleiermacher verteidigte diese Ansicht in den *Vertrauten Briefen über die Lucinde*:

»Hier hast Du die Liebe ganz und aus einem Stück, das Geistigste und das Sinnlichste nicht nur in demselben Werk und in denselben Personen neben einander, sondern in jeder Aeüßerung und in jedem Zuge aufs innigste verbunden. Es läßt sich hier Eins vom Andern nicht trennen; im Sinnlichsten siehst Du zugleich klar das Geistige, [...] und eben so siehst Du durch den reinsten Ausdruck der geistigsten Stimmung und des erhabensten Gefühls hindurch das Herz höher schlagen, das Blut sich lebhafter bewegen, und das süße Feuer der Lust gedämpfter und milder durch alle Organe ein- und ausströmen.« (150/151)<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Zur „Versinnlichung“ Platons (KA XI, „Charakteristik des Plato“, 122/123): »Die höchsten Punkte [...], wo er bis zum Idealismus vordrang, sind seine Lehre von der Erinnerung, seine Ideen über die Liebe. Plato lehrte, die wahre Erkenntnis im Menschen, entsprungen aus Erinnerung, sei nur eine Wiedererneuerung einer schon vorher gehabten Erkenntnis. [...] Die Philosophie war ihm also auch die Kunst, dieses verlorene Bewußtsein des Unendlichen im Menschen wieder hervorzurufen, die Erinnerung, obgleich unvollkommen, in ihm zu erneuern und ihn so zur Urquelle der Wahrheit zurückzuführen. Die Liebe gründet sich bei ihm ebenso auf Erinnerung, es ist unvollkommene Erkenntnis der ewigen Schönheit, wie dort der Wahrheit. [...] Es ist die Frage, ob er nicht einen besseren Weg eingeschlagen hätte, die Erinnerung auf die Liebe, die Sehnsucht zu beziehen, nicht einzig auf das Wissen und Erkennen. Ein reines Sehnen, reine Liebe kann nur aus der Erinnerung erklärt werden. Das reine Sehnen ist immer ein Streben nach einem unbekannten, aber bestimmten Etwas, also nach einem Etwas, das man schon vorher gekannt, einer Herrlichkeit, einem Gute, das man schon ehemals gekannt hat. Es ist ein dunkles Vorgefühl eines unbekannten Gegenstandes, das Streben in eine unermeßliche dunkle Ferne. [...] Plato leitete die Liebe zwar auch aus dem Bewußtsein her, aber er faßt dies Bewußtsein selbst nur als Verstand und Vernunft auf. Die Liebe, wie er sie darstellt, ist nur die undeutliche Erkenntnis der ewigen Wahrheit, die Bewunderung des von dem Verstande entworfenen Urbildes.«

<sup>8</sup> In: Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Schriften aus der Berliner Zeit (1800–1802), hg. v. Günter Meckenstock, Berlin/New York 1988, 139–217.

### Das Menschheitsideal

Schlegel ist der Ansicht, daß Männer und Frauen erst in einem gemeinschaftlichen Bildungs- und Austauschprozeß ihre elementare, geschlechtsunabhängige Menschlichkeit entwickeln lernen können. Dadurch verbindet er den Bildungsgedanken romantischer Provenienz mit der Forderung einer Ehe, die auf Freiheit, Achtung der Individualität und wirklicher Liebe beruht. Man vergleiche diese Auffassung mit der von Fichte, wie er sie im 16 des *Naturrecht[s]* von 1796 formuliert:

»In dem Begriffe der Ehe liegt die unbegrenzteste Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes; nicht aus einem juridischen sondern aus einem moralischen Grunde. Sie muß sich unterwerfen um ihrer eigenen Ehre willen. – Die Frau gehört nicht sich selbst an, sondern dem Manne.«

Nach Schlegels Auffassung ist es möglich, die Polarität der Geschlechter durch einen wechselseitigen Austausch- und Anerkennungsprozeß in und über die Liebe zu einer harmonischen, sich ergänzenden Komplementarität auszubilden. Gerade die Unterschiedenheit fungiert hier als *Movens* für die gegenseitige Vervollkommenung. Dadurch ist ein dialektisch-dialogischer Approximationsprozeß markiert, der konträr sich gegenüberstehende Relate zu einer in sich artikulierten Einheit führen kann (»Die lebendige Einheit des Menschen kann keine starre Unveränderlichkeit sein, sie besteht im freundschaftlichen Wechsel«: *Über die Philosophie. An Dorothea*, KA VIII, 52). In einer liebenden Verbindung können Mann und Frau trotz und gerade wegen ihrer Unterschiedenheit ihre grundlegende Menschlichkeit erkennen und im wechselseitigen Austausch ausbilden, indem sie sich harmonisch ergänzen. Dieses androgynische Ideal ist in der „Dithyrambe über die schönste Situation“ formuliert:

»Eine unter allen ist die witzigste und die schönste: wenn wir die Rollen vertauschen und mit kindischer Lust wetteifern, wer den andern täuschender nachäffen kann, ob dir die schonende Heftigkeit des Mannes besser gelingt, oder mir die anziehende Hingebung des Weibes. Aber weißt Du wohl, daß dieses süße Spiel für mich noch ganz andre Reize hat als seine eignen? Es ist auch nicht bloß die Wollust der Ermattung oder das Vorgefühl der Rache. Ich sehe hier eine wunderbare sinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menschheit.« (KA V, 12)

Die Einheit, die Liebende erleben, ist keine platte Nivellierung der Persönlichkeiten, sondern eine harmonische Ergänzung Eigenständiger und Verschiedener, eine in sich differenzierte Einheit, die im wechselseitigen Bezug, in der Relation besteht.



»Sie waren ganz hingegeben und eins und doch war jeder ganz er selbst, mehr als sie es noch je gewesen waren, und jede Äußerung war voll vom tiefsten Gefühl und eigensten Wesen.« (KA V, 54)

»Nichts zog ihn anfangs so sehr an, und hatte ihn so mächtig getroffen, als die Wahrnehmung, daß Lucinde von ähnlichem, ja gleichem Sinn und Geist mit ihm selbst war, und nun mußte er von Tage zu Tage neue Verschiedenheiten entdecken. Zwar gründeten sich selbst diese nur auf eine tiefere Gleichheit, und je reicher ihr Wesen sich entwickelte, je vielseitiger und inniger ward ihre Verbindung. Er hatte nicht gehandelt, daß ihre Originalität so unerschöpflich war wie ihre Liebe.« (das., 56)

Auch hier wie in der Freundschaft und beim geselligen theoretischen Diskurs sind der Streit und die Mißverständnisse ein Mittel, das der Verständigung förderlich ist.

»Mißverständnisse sind auch gut, damit das Heiligste einmal zur Sprache kömmt. [...] Und wenn die Liebe es ist, die uns erst zu wahren vollständigen Menschen macht, das Leben des Lebens ist, so darf auch sie wohl die Widersprüche nicht scheuen, so wenig wie das Leben und die Menschheit; so wird auch ihr Frieden nur auf den Streit der Kräfte folgen.« (das., 64)

Durch wechselseitigen Austausch, der das Anerkennen von Differenzen mit einschließt und nicht nivelliert, soll bei aller Betonung der Eigenständigkeit der Frau auch die fundamentale Menschlichkeit beider Geschlechter, die sie nicht jeweils an feste Rollenzuweisungen bindet, das Ziel sein. Durch Bildung soll versucht werden, ein Gleichgewicht zwischen den sich anscheinend entgegenstehenden Polaritäten zwischen den Geschlechtern herzustellen. In diesem Austauschprozeß werden Männer und Frauen nicht dasselbe, aber sie können voneinander lernen, indem der männliche Part seine weiblichen Elemente, der weibliche hingegen seine männlichen entdeckt und stärker ausprägt, um der Gefahr der einseitigen Festlegung und damit einer Verengung der Lebensperspektive zu entgehen. Geschlechtliche Identität bedeutet also keinesfalls den Verlust von gleichen Rechten, gleiche Rechte nicht das Aufgeben von geschlechtlicher Identität – eine Position, die vor mehr als 200 Jahren formuliert wurde und zudem von einem Mann, die aber dennoch von heutigen Feministinnen durchaus vertreten wird.

„Nur selbständige Weiblichkeit, nur sanfte Männlichkeit, ist gut und schön.“ („Über die Diotima“, KA I, 93)

»[...] denn die Vollkommenheit und Schönheit des männlichen Charakters ist im Wesen nicht verschieden von der des weiblichen; nur die Art der Äußerung ist ganz heterogen.« („Über die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern“, 1794, KA I, 59)

Insofern finden sich in der Emanzipationsauffassung Schlegels also zwei Stränge von Idealformen des Geschlechterverhältnisses, die sich ergänzen und der inhaltlichen Spannung zwischen Gleichheit auf der einen und Identität der Frau auf der anderen Seite Rechnung tragen:

- a) das Menschheitsideal
- b) das Ideal der vollständigen Weiblichkeit

Sie treffen in seinem Liebes- und Eheideal zusammen. Hier soll sich beides verwirklichen können. Die Frau soll als ein ganzheitliches Wesen betrachtet werden, das nicht nur nach „Funktionen“ und „Tugenden“ eingeteilt und aufgespalten wird – sie hat als ein selbständiges Individuum betrachtet und behandelt zu werden, welches sowohl einen Anspruch auf seine Sexualität als auch auf volle Partizipation an der Ausbildung seines Geistes hat. Schleiermacher formuliert in diesem Sinne in seinem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen“, welcher im *Athenäum* abgedruckt wurde (Gebot 10, welches bei Schlegel das Athenäumsfragment Nr. 364 ist):

»Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.«

Das Geschlechterverhältnis wird so betrachtet als eine Komplementarität, die sich nicht widerspricht, sondern ergänzt – zu einer Einheit, die keine bloße Deckungsgleichheit und Nivellierung der Unterschiedenheit bezeichnet, sondern die in sich artikuliert und differenziert ist: in ihr die bilden die Glieder erst im wechselseitigen Bezug aufeinander eine Ganzheit, ohne ihre jeweilige Identität aufzugeben.

»die Weiblichkeit soll wie die Männlichkeit zur höhern Menschlichkeit gereinigt werden [...] Was ist häßlicher als die überladne Weiblichkeit, was ist ekelhafter als die übertriebne Männlichkeit, die in unsern Sitten, in unsern Meinungen, ja auch in unsrer bessern Kunst, herrscht?« („Über die Diotima“, KA I, 92)

»[D]ie Geschlechtsverschiedenheit ist nur eine Äußerlichkeit des menschlichen Daseins und am Ende doch nichts weiter als eine recht gute Einrichtung der Natur, die man freilich nicht willkürlich vertilgen oder verkehren, aber allerdings der Vernunft unterordnen, und nach ihren höhern Gesetzen bilden darf. In der Tat sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit[.]« (Brief „Über die Philosophie. An Dorothea“, 1799, KA VIII, 45)

»[...] denn das Schöne und Gute in beiden Geschlechtern ist nur ein und dasselbe.« („Über die Diotima“, KA I, 103)

Die gegenseitige Bildung zwischen Männern und Frauen vollzieht sich so als eine Angleichung (Annäherung) der Geschlechter aneinander – ein Prozeß, in dem beide etwas voneinander lernen, sich von

ihren einseitigen Vorstellungen befreien und gegenseitig ihre elementare Menschlichkeit erkennen lernen sollen. Insofern gehören das Menschheitsideal und die Vorstellung der „vollständigen Weiblichkeit“ für die Emanzipationsauffassung Schlegels zusammen. Sowohl der Brief *Über die Philosophie. An Dorothea* als auch die zeitlich etwa gleich entstandene *Lucinde* verbinden beides miteinander. Diese These läßt sich zusätzlich durch Zitate aus den antikenwissenschaftlichen Aufsätzen *Über die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern* und *Über die Diotima* von 1794 bzw. 1795 stützen. Es ergibt sich eine wechselseitige Zugehörigkeit von Menschheitsideal und vollständiger Weiblichkeit, da im Menschheitsideal eine Einheit ausgebildet werden soll, die die Unterschiede nicht nivelliert (in sich differenzierte, lebendige Einheit). Und ebenso ist im Ideal der vollständigen Weiblichkeit bereits der Gedanke des Menschheitsideals enthalten in Form einer Ganzheit, die als freie Harmonie der Gegensätze verstanden wird. Diese Doppelseite macht das Denken Schlegels in bezug auf ein progressives Frauenideal seiner Zeit aus.

#### ZUSATZ: DER ESSAY ÜBER DIE WAHLVERWANDTSCHAFTEN

In Schlegels Essay über die Wahlverwandtschaften (KA III: *Über Liebe und Ehe in Beziehung auf Goethes Wahlverwandtschaften*, 1810/1811) wird in eindrucksvoller Weise das Liebes- und Eheideal Schlegels vorgeführt. Er ist im Aufbau und seiner Struktur der Darstellung das deutlichste Beispiel für ein methodisches Verfahren, welches im Durchspielen und Gegenüberstellen sich entgegenstehender Positionen dieselben am Ende zu einem vermittelnden Ganzen zusammenführen möchte. Schlegel charakterisiert zunächst die tragische Liebesproblematik, welche seiner Ansicht nach auf der „gemeinen“ (was hier sowohl allgemein als auch inferior bedeutet) zeitgenössischen Auffassung von Liebe und Ehe beruht. Demnach wird streng geschieden zwischen Leidenschaftlichkeit, der magischen Anziehung zweier gleichgesonnener Menschen, und der alltäglich funktionierenden Ehe, die auf Arbeitsteilung und dem Zusammenfinden unterschiedlicher Menschen beruht. Durch diese Trennung wird eine Kluft erzeugt zwischen zwei Bedürfnissen, welche weder in der leidenschaftlichen Liebe noch in der bürgerlichen Ehe allein Erfüllung finden können. Beide Einseitigkeiten haben große Gefahren: das der Langweiligkeit bzw. das der aufreibenden, zerstörerischen Blindheit, welche keinen dauerhaften Bestand haben kann:

»Der sinnreiche Künstler stellt uns die *Ehe* dar, als begründet durch die Anziehung des Ungleichartigen; die *Liebe* durch die Anziehung des

Gleichartigen. Das ist das Geheimnis seines chemisch-moralischen Rätsels! Sehr wahr ist das alles nach dem gemeinen Lauf der Welt. Wer eine Verbindung aufs Leben sucht, und wem es Ernst ist mit dem Leben, der wird, sei es nach deutlichem Urteil oder nach dunklem Gefühl, nicht bloß die Wiederholung seines eignen Selbst neben sich zu sehen wünschen, vielmehr wird er gerade die Eigenschaften des Gemüts und des äußern Betragens aufsuchen und mit sich zu verbinden streben, die ihm fehlen, die ihn ergänzen. [...] Ja wo gäbe es wohl eine glückliche Ehe, die nicht auf der Zusammenwirkung und Ergänzung entgegengesetzter sittlicher Eigenschaften und Fähigkeiten beruhte? – Anders ist es mit der leidenschaftlichen Liebe, die nicht aus dem gefühlten Mangel und Bedürfnis dessen, was uns in sittlicher Hinsicht fehlt, sondern eben aus dem Gefühl einer tiefen, innern Gleichheit und Einerleiheit entspringt, die, den Besitzern selbst verborgen, mit magischer Kraft sie umnebelt, unwiderstehlich magnetisch einen an den andern und beide an ihr oft unglückliches Geschick gegenseitig fesselt. Daher die zerstörenden Wirkungen und das meistens tragische Ende der leidenschaftlichen Liebe; denn nur heftiger immer und tötender wird die einseitige Richtung, alle Fehler und jede Krankheit des Gemüts, durch die geheime Einstimmung des Geliebten verstärkt, sich selbst und seinem Untergange immer mehr hingegen.<sup>9</sup> (KA III, 176/177)

Schlegel kontrastiert hier also Extreme in ihrer jeweiligen Einseitigkeit, zeigt deren Verfehltheit, wenn sie nur isoliert voneinander begriffen werden und stellt schließlich, in Form einer Frage, sein eigenes Liebes- und Eheideal vor, welches ein vermittelndes Ideal beider Tendenzen ist, indem es beide scheinbar entgegengesetzten Pole in sich aufnimmt, in ihrer Berechtigung anerkennt und gleichzeitig in ihrer Ausschließlichkeit relativiert. Nur indem beide Extreme in ein spannungsvolles Wechselverhältnis gebracht werden, kann eine harmonische Einheit verwirklicht werden. Die Trennung von Liebe und Ehe verhindert eine solche harmonische Bildung.

»Gibt es aber keine Verbindung, wenn gleich sie die seltene wäre, wo der geheimnisvolle Zug und Hang der gleichen Natur mit verschiedenartigen sittlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, die sich gegenseitig ergänzen, gepaart wäre? Sind Liebe und Ehe mit einem Worte *nie* vereint, und sollte es nicht des Dichters würdiger sein, diesen, wenn gleich selten, doch in der Menschennatur wirklichen Verein darzustellen, als das gemeine Elend, da Liebe und Ehe sich ewig fliehen, die Liebe zerstörend ist und die Ehe gemein?« (KA III, 177)<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Zu Schlegels Liebes- und Eheauffassung lese man auch Passagen aus der *Philosophie des Lebens* (KA X, 36-39): »Wenn eine Neigung dieser Art, anfangs noch so heftig erscheint, ja mit einer der äußern Farbe nach durchaus geistigen Schwärmerie mit der höchsten Vergötterung der Leidenschaft sich ankündigt, dann aber im

## Resümee

In Schlegels Sichtweise der Ehe steckt sowohl ein revolutionäres, provokantes Potenzial als auch Züge platonischer Vergötterung der Liebe und Überhöhung der Geliebten. In der Lucinde erscheint die Frau als eine Art „hohe Priesterin“ der untrennbaren Einheit von höchster Sinnlichkeit und höchster Geistigkeit. Dadurch kommt ihr eine Stellung zu, die gleichzeitig idealisierend und überhöhend, aber auch

---

Zusammenleben bald Überdruß oder Gleichgültigkeit an die Stelle tritt, Mißverständnisse oder Mißtrauen, Zwiespalt und endlich eine unheilbare Disharmonie der Gemüter: dann ist es auch schon anfangs keine Liebe gewesen, sondern bloße Leidenschaft. Wenn hingegen in einer solchen Verbindung, selbst wenn die erste jugendliche Heftigkeit schon vorüber ist, statt ihrer, gegenseitiges Wohlwollen und Vertrauen sich immer reiner entwickelt; Aufopferung und Ausdauer im Glück und Unglück sich gleich sehr bewährt, in derselben innigen Zuneigung und milden Freundschaft: dann ist es schon damals Liebe gewesen. [...] Nur ein allgemeiner Maßstab läßt sich dafür nicht aufstellen, und auch die göttlichen Gesetze, als die heiligen Wächter der Ehe, überlassen dieses alles der individuellen Entscheidung; nur auf das Eine sehen, dringen, und wachen sie bei dieser Verbindung, daß kein Zwang dabei stattfinde, indem die freie Einwilligung als die wesentliche Bedingung derselben betrachtet wird. Da aber dieser gegenseitige freie Wille, doch kein unbesonnen überraschter oder durch irgend etwas anderes eigennützig bestochener Willen sein soll, wie man dieses wenigstens so voraussetzen berechtigt ist: so ist eben darin auch schon ausgesprochen, daß nach dem Sinn jener heiligen Gesetze, diese Verbindung als auf gegenseitige Zuneigung gegründet, und als festgeschlossenes Seelenband der Liebe betrachtet wird, und nicht bloß als ein bürgerlicher Kauf- und Tausch- Kontrakt über Stand und Vermögen. [...] Wo aber die edle Sitte und weibliche Würde erkannt, bewahrt und geachtet werden, da findet in diesem geheiligten Seelenbande der Liebe, nebst der leiblichen Verbindung zugleich auch eine sehr vielfache, heilsame und schöne gegenseitige geistige Einwirkung statt, zur weiteren Entwicklung und höhern Bildung nicht bloß der Seele und des Charakters, sondern auch des Geistes; so daß hier alle drei Prinzipien des menschlichen Daseins, Geist, Seele und Leib, in dieser ersten und innigsten aller Verbindungen vollständig und in gemeinsamem Leben beisammen sind. [...] Indessen gibt es doch einen allgemeinen Grund dafür, wie es kommt, daß auch ein geistiges und gegenseitiges Bedürfnis die beiden Geschlechter aneinander fesselt, und das innere Leben und Bewußtsein des einen durch das innere Leben und Bewußtsein des andern ergänzt, oder auch erhöht und weiter entwickelt wird. Denn, wie eine gewisse Gemeinschaft und Güter des Eigentums, wenn auch nicht als Gesetz und allgemein, doch wenigstens faktisch für den täglichen Gebrauch und bis zu einem gewissen Grad, in der Ehe stattfindet: so wird auch durch diesen gegenseitigen Austausch so vieler Gedanken und Gefühle, eine Art von Gemeinsamkeit des Bewußtseins hervorgebracht, welche eben durch den verschiedenen geistigen Charakter der beiden Geschlechter seinen Reiz und seinen Wert erhält. [...] So wie es eine ganze unwahre Übertreibung sein würde, wenn man den Männern die Seele, und das Seelenvolle des Gefühls überhaupt absprechen würde, da bloß von einem Übergewicht auf der andern Seite die Rede sein konnte; ebenso wenig dürfte man wohl den Frauen den Geist absprechen, oder in zu beschränktem Maße beilegen.«

emanzipatorisch und betont sinnensfreudig ist. Schlegel entwirft hier das Ideal einer ganzheitlichen Auffassung sowohl in der Ehe als auch von der Frau. Was Schlegel interessant macht in bezug auf sein Frauenbild, ist, daß ein schwärmerisch-platonischer Aspekt mit einem frühromantisch-revolutionären Aspekt spannungsvoll vermischt wird: platonische Grundfiguren werden sozusagen modernisiert, weil mehr sinnlich und emanzipatorisch interpretiert und es erfolgt eine Art Vergötterung der Frau, die aber zugleich auch freche, moderne Züge hat. Die entworfene Verbindung von Philosophie, Liebe und dem Bildungsgedanken hat einen dialogischen, sehr lebendigen und eher aufs Innerweltliche bezogenen Charakter, ist dabei aber auch idealisierend und sublimierend.<sup>10</sup>

Es scheint insgesamt eine interessante Zweischneidigkeit in Schlegels Frauenideal vorzuliegen: die zwischen Identität und Gleichheit. Auf der einen Seite gibt es die Tendenz, „Männliches“ und „Weibliches“ einander anähneln zu wollen und als Ziel einer gemeinsamen Bildung das Ideal der übergreifenden Humanität zu verfolgen, auf der anderen Seite gibt es aber auch den Zug, die Frau gerade in ihrer Unterschiedenheit zu verehren und in ihrer Eigenheit eher einen Vorzug denn einen Nachteil zu sehen, der ganz und gar keinen Widerspruch zu deren Unabhängigkeit und philosophischer Bildung darstellt. Was Schlegel fordert, ist also zugleich, daß die Frauen selbstbewußt, gebildet, selbständig sein sollen und dürfen, ohne sich aber in der Männlichkeit zu verlieren und diese zu imitieren. Eine Einheit und das Gleichgewicht von Geist und Körper fungieren als das Ideal der Menschlichkeit und zugleich als das der vollständigen Weiblichkeit. Identität und Gleichheit sind insofern kein Widerspruch, sondern machen erst den Reiz und die Spannung im wechselseitigen Bildungsprozess zwischen den Geschlechtern aus.

<sup>10</sup> Die Verbindung zwischen Schlegels philosophischen Anfängen in Jena (bis hin zu seinem zentralen Gedanken des „Wechselerweises“ in den „Philosophischen Lehrjahren“) und seinen lebenspraktischen Überlegungen zu Bildung, Liebe und Ehe habe ich dargestellt in meinem Buch „Skepsis und Enthusiasmus. Friedrich Schlegels philosophischer Grundgedanke zwischen 1796 und 1805“: Königshausen & Neumann, Würzburg 2001.